

Aber ein „Bauplatz“ war gewonnen! Sofort kamen Vorschläge: ein „dem alten Stil angepaßtes Schulhaus“, eine Schwimmhalle, eine Markthalle, ohne Rücksicht auf die noch stehenden Gebäude.

Und die Lust am Abbrechen war offenbar geweckt. Wenige Tage später wurde erklärt, auch die benachbarte Meierei müsse abgebrochen werden. Aber glücklicherweise folgte dem ersten Verhängnis dieses zweite nicht nach. Die angeblich auch so baufällige Meierei steht heute noch und wird inzwischen für städtische Ämter ausgebaut.

Warum dieser Bericht? Es könnte gesagt werden, diese Angelegenheit habe nur örtliche Bedeutung: „leider“ sei eben ein reizvoller Platz und eine Gebäudegruppe von großer städtebaulicher Schönheit und Bedeutung zerstört worden, „leider“ sei es nun eben nicht mehr möglich, die Gebäudegruppe sinnvoll einem neuen Zweck zuzuführen.

Trotz, oder gerade wegen des Mißerfolges der wenigen, die sich in Schorndorf vergebens für die Erhaltung der Scheuer einsetzten, sollen alle sich verantwortlich Fühlenden wenigstens in anderen Städten unserer Heimat Verwaltungen und Gemeinderäten um so eindringlicher vor Augen halten, welche Verantwortung sie für die Erhaltung ihrer Stadtbilder tragen, und es muß ihnen gleichzeitig immer wieder

gesagt werden, daß die Erhaltung solcher Gebäude keine romantische Altertümelei ist, sondern eine echte kulturelle Aufgabe, die ein Gegengewicht gegen die allgemeine Verflachung, Vermassung und Nivellierung darstellt. Vor 80 Jahren wurden in Schorndorf wie in manchen anderen Städten die Stadtmauern und die Stadttürme niedergelegt, angeblich weil sie der Entwicklung der Stadt im Wege standen. Heute würde es niemand mehr einfallen, dies zu tun. Auch der Abbruch der Spitalscheuer wird niemandem Dank eintragen, auch er wird in Bälde als großer Verlust an baulicher und kultureller Substanz empfunden werden. Zum anderen muß immer wieder darauf hingewiesen werden, welche reizvolle Möglichkeiten der Ausbau solcher alten Gebäudegruppen für öffentliche Zwecke bietet, es gibt ja hierfür schöne Beispiele. Es entstehen dabei besonders glückliche Räume, die ihre lokale Besonderheit haben und die eine nicht zu unterschätzende Wirkung auf die Bürgerschaft ausüben können. Oft wird gegen die Erhaltung solcher Bauten mit phantastischen Baukosten argumentiert. Die Erfahrung lehrt aber doch, daß die aufwendige Art des Bauens, wie sie heute bei Neubauten üblich ist, eher teurer ist, als im Stadtbild wichtige alte Bauten wiederherzustellen, die sinnvoll einem neuen Zweck zugeführt werden können.

Von der Leinweberei, besonders im Altschwäbischen

Von Max Lohß

Mit 12 Abbildungen, darunter 5 Aufnahmen vom Verfasser, 2 von Pfr. A. Leopold

Die Technik des Webens ging aus der des Flechtens hervor. Man hat geflochtene Zeuge in den neolithischen Pfahlbauten der Schweiz gefunden, die so tadellos ausgeführt waren, daß nur Fachleute sie von gewobenen unterscheiden konnten (Abb. 1). Auch die Sprache bewahrt die Erinnerung an das Verhältnis Flechten $\times$ Weben; zur indogermanischen Wurzel *we* = weben gehört gotisch *gawidan*, althochdeutsch *wetan* = binden, schwäbisch *a(n)wä'e'de'* = einjochen, d. h. den Jochriemen um die Hörner der Rinder schlingen; dazu althochdeutsch *wat*, *giwati* = Kleidung und hierzu die alte Form = *Leinwat* = Leinwand (S. H. 1960; 5. S. 175; Wortformen bei 6). Der Fortschritt vom Flechten zum Weben besteht darin, daß der Durchschuß nicht mehr von der Hand zwischen den einzelnen Kettenfäden durchgeführt, sondern eine Gruppe Kettenfäden gleich-

zeitig herausgehoben und so ein „Fach“ gebildet wird, durch das der Durchschuß leicht gleiten kann. Hierzu ist eine besondere Vorrichtung nötig: der Webstuhl. Vorgeschichtlich ist ein solcher nicht vollständig erhalten, nur einzelne Bestandteile aus Ton und anderen haltbaren Stoffen, namentlich Webstuhlgewichte, sogenannte Zettelstrecke, Spulen, Weberschiffchen aus Knochen (Abb. 2). Ferner stellte man im Pfahlbau von Robenhausen (bei Wetzikon am Pfäffikersee, Kanton Zürich) Teile vom Holzgerüst fest. Uns Baden-Württembergern sind ja die von Hans Reinerth (Urgeschichtliches Institut der Universität Tübingen) für die Pfahlbauten von Unteruhldingen rekonstruierten zwei senkrechten Webstühle wohl bekannt; der primitivere aus der Steinzeit um 2200 v. Chr. mit vielen Zettelstreckern und der schon wesentlich weiterentwickelte aus der Bronzezeit um

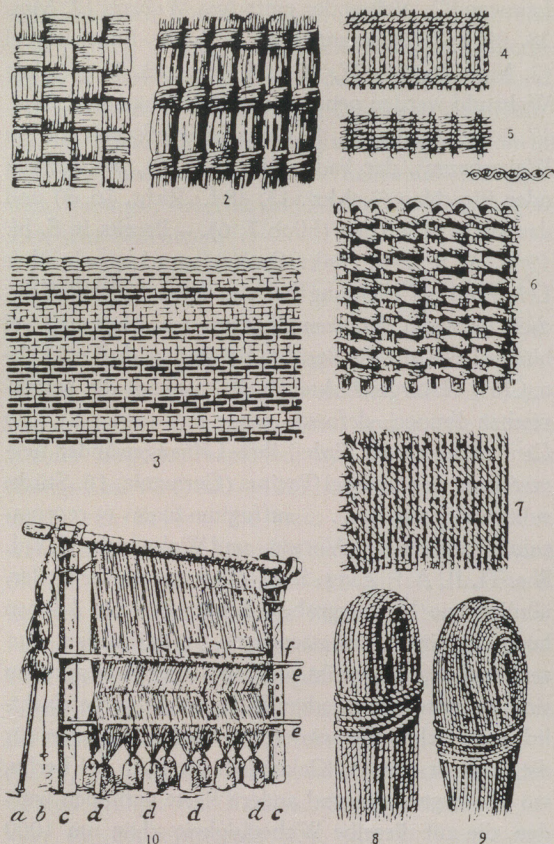


Abb. 1; 1-9. Schnüre, Geflechte und Gewebe aus neolithischen Pfahlbauten, besonders aus Robenhausen Fig. 10. Der noch heute auf dem Lande in Skandinavien gebräuchliche Webstuhl als Spiegelbild des neolithischen (a die Flachs-Kunkel mit b der Spindel; c c das senkrechte Holzgestell des Webstuhls; d d die steinernen oder tönernen Webstuhlgewichte; e die Rippenstangen; f das ruderförmige Weberschiff). Forrer, Tf. 53

1100 v. Chr. In dem bis in die Neuzeit in Skandinavien auf dem Lande gebräuchlichen senkrechten Webstuhl dürfen wir die urtümliche Form des Webstuhls erkennen (siehe Abb. 1; 10). In fast kindlicher Weise ist eine Frau am senkrechten Webstuhl dargestellt auf einer aus der älteren Eisenzeit stammenden Graburne aus Ödenburg (siehe Forrer, Taf. 152; S. H. 1960, 5. S. 179); in ägyptisch stilisierter Form hingegen sieht man zwei Frauen bei der Arbeit am senkrechten Webstuhl auf einem Flachrelief von Beni Hassan (Forrer, S. 430, Fig. 325; vgl. Calwer Bibellexikon⁴, S. 718 Abb. 246). Nach der Anzahl der „Schäfte“ (Stäbe), mit denen je eine Gruppe Kettenfäden zur Fachbildung angehoben wurde, unterscheidet man zwei- und mehrschäftige Webstühle. Die Stoffuntersuchungen Karlins haben ergeben, daß sämtliche geprüften Gewebe aus vorgeschichtlicher Zeit zweischäftig gewebt sind, während die drei- und

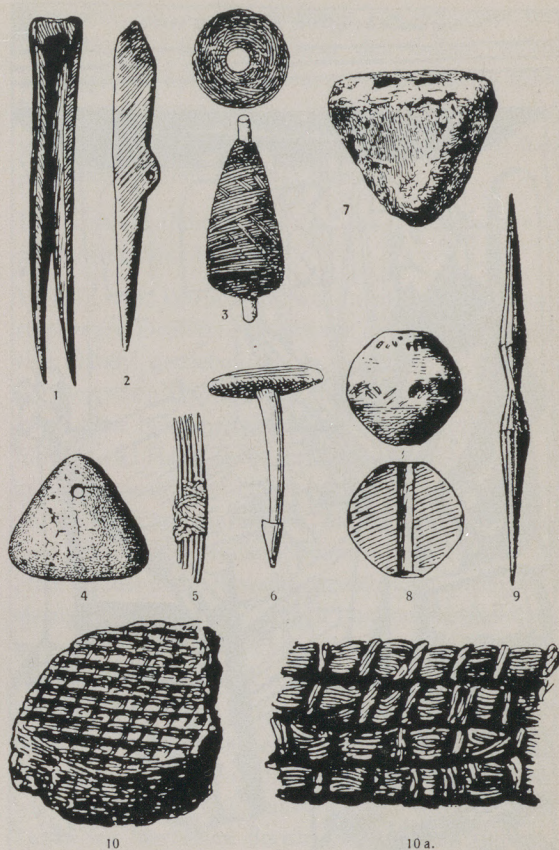


Abb. 2: Webe- und Wirkgeräte aus neolithischen Ansiedelungen

1 u. 2. Flachshechel und Weberschiffchen aus Knochen, beide aus dem Pfahlbau St. Blaise. – 3. Holzspindel mit aufgewickelter Faden, aus Pfahlbau Lüscherz. – 4. u. 7. Tönerne Zettelstrecker, 4 von Wangen, 7 von Brooke. – 5. Aus zusammengebundenen und zugespitzten Rippen gebildete Hechel von Robenhausen. – 6. Hölzerner Strickhaken aus dem Bronze Pfahlbau Möriegen. – Tönerner Spinnwirtel von Stützheim. – 9. Knöchernes Wirkgeräte von Sutz. – 10. Tonfragment von Stützheim, mit Abdruck einer Bastgeflechtmatte. – 10 a. Wiedergabe dieser nach einem Abdruck aus dem Tonstück Fig. 10. Forrer, Tf. 51

vierschäftigen sich erst mit der römischen Kultur in Europa verbreiten und die sechsschäftigen vereinzelt schon in der römischen Kaiserzeit, hauptsächlich aber in der Wikingerzeit vorkommen. – Um den Durchschußfaden in seiner ganzen Länge bequem durch das Fach hindurchzubringen, wird er auf das Weberschiffchen aufgewickelt; andere vorgeschichtliche als das bereits obengenannte aus Robenhausen haben aus gebranntem Ton die Form einer Spule mit Endscheiben, die das Abgleiten des Garns verhindern, und bei einer entwickelteren Form ist eine der Scheiben zum Durchführen des Fadens durchlocht, wodurch dessen Lockerung während der Arbeit erschwert wird.

men aus nach England ausgeführt; ja, es gab eine Zeit [1651], wo englische Wolle von württembergischen Webern verarbeitet wurde) . . . Der Umstand, daß in wärmeren Ländern die Leinwand unentbehrlich ist, erhielt die deutsche Leinwandfabrikation im Schwung, und der Handel mit Leinwand nach Spanien, Portugal, Amerika und Afrika war noch längere Zeit sehr bedeutend."

Seltenheit und Kostbarkeit der Leinwand in alter Zeit

(S. 7): „Im ganzen Mittelalter ist ein gewisser Mangel an Leinwand öfters bezeugt. Geschichtsschreiber führen es als eine Seltenheit an, daß die heil. Segolina im 8. Jh. ein leinenes Hemd und andere leinene Kleider trug. In Frankreich war die Gemahlin des Königs Karl VI. (1380–1422) Isabella, eine geb. Prinzessin von Bayern, die erste und einzige Person, welche 2 (!) leinene Hemden hatte. Selbst angesehene Herren u. Frauen schränkten sich auf 1 Hemd ein u. mußten so lange im Bette liegen bleiben, bis das Hemd gewaschen und getrocknet war. Zu König Jakobs Zeiten (um 1600) gingen in England nur Gräfinnen im Hemde zu Bett. Ebenso groß war vielfach der Mangel an Bett- und Tischweißzeug."

(S. 17, 2) „Als die Gräfin *Anna v. Wirtenberg* den Grafen Philipp von Katzenelnbogen heirathete, bekam sie zur Aussteuer u. a. nur 6 Tischtücher, 12 Zwehlen und 3 Paar größere Leilache. Im Ausgabebuch des Hofintendanten für die Ausstattung der Erzherzogin Katharina von Oestreich heißt es u. a.: Item meiner Frawen Gnaden „Leyneins“ zu tisch-tüchern und handtüchern und padtüchern 2 stuckh guter welischer Leymbat . . . aber 10 ellen weiße Leymbat . . ."

(S. 18, 2) „Zur Zeit der *Hohenstaufen* hatten die Italiener noch schlechte, schmutzige Kleider, meist von grober Wolle, später von Baumwolle. Durch den lebhaften Verkehr mit Deutschland kam mehr Leinwand nach Italien; die Kleidung wurde reinlicher und selbst die Krankheiten, die um diese Zeit so heftig wütheten, wurden dadurch allmählich vermindert. Dagegen kam aus Italien nach Deutschland die reinliche Sitte der Nastücher, die daher noch jetzt in einigen Gegenden Süddeutschlands, wie in der ganzen Schweiz „Fazenetlen“ vom Italienischen „fazzoletto“ heißen . . . Nach einer Chroniknachricht kam unter Heinrich II., König von England († 1180), die Sitte auf, natürlich erst bei Hofe, sich die Nase nicht mehr auf den Aermel zu wischen."

(S. 12) „Feine Leinwand war nicht selten ein Gegenstand, den Fürsten einander schenkten. Heinrich der Löwe machte dem griech. Kaiser auf seiner Reise nach

Jerusalem (1172) ein Geschenk von Scharlach und der feinsten Leinwand. Unter den Gaben, welche *Eberhard im Bart v. Württemberg* bei seiner Erhebung zur Herzogswürde (Frühj. 1495 in Worms) von allen Seiten erhielt, schenkte Mömpelgard u. a. „vñhl hübsche und subtile Leinwath“."

Die Leinwandfabrikation und der Leinwandhandel in Süddeutschland

Vom 11.–13. Jahrhundert war Leinwand die Hauptstapelware Deutschlands, womit der meiste auswärtige Handel getrieben wurde. Schon 1391 schickten die Deutschen Flachs, Hanf und Leinwand nach England. Man behauptete, daß die ganze übrige Welt nicht so viel Flachs hervorbrachte, als in Deutschland gezogen wurde. Die Hansa versah noch im 15. und 16. Jahrhundert Norwegen, die Niederlande, England, Frankreich, Italien, Spanien und Afrika mit Hanf, Flachs und Leinwand; an mehreren Orten hatte sie eigene Lagerhäuser, z. B. in London die Guildhall, in Venedig ein eigenes Haus: *il Fontego di Tedeschi*. Am meisten blühte die Leinenindustrie in den Niederlanden, Westfalen, Schlesien, Süddeutschland; hier blühte die Leinwandfabrikation hauptsächlich in Augsburg, Ulm, auf der Schwäb. Alb, am Bodensee, wie überhaupt in Württemberg.

Legen wir hier einen Bericht ein von dem süddeutschen Chronisten *Sebastian Franck* (1499–1542; er lebte u. a. in Straßburg, Eßlingen und Ulm): „Die Schwaben machen ganze Mengen von Barchenttüchern und Leinwand; Frauen und Mägde, Männer und Knechte spinnen und weben und man macht namentlich in Ulm und Augsburg nicht nur gewöhnliche Leinwand, sondern auch Golschen (s. u.), Spinet, Köllisch, Sammet, Seide, Atlas, Estamet, Angersten, welches und niederländisches Tuch und Paret. All das führt man nach Frankfurt, Leipzig, Nördlingen und andern Handelsplätzen."

(Weiter bei Volz, S. 22) „Der Hauptmarkt für den Leinwandhandel in Schwaben war vom 14.–17. Jh. *Ulm*, wozu es durch seine geographische Lage, mitten in Schwaben, an einem schiffbaren Strome, von 7 Hauptstraßen durchschnitten, vorzüglich bestimmt zu sein schien. Schon 1310 waren die Ulmer Bleichen berühmt, und Felix Faber († 1502) berichtet, daß ohne die gefärbten Webereien jährlich 60,000 Stücke abgebleicht wurden. Noch älter waren die Färbereien in Ulm. Schon auf römischen Monumenten findet man: *negotiatores artes purpureae*. Die Ulmer Färbereien wurden von vielen oberschwäbischen Städten zum Färben beschickt. Man machte in Ulm gewöhnliche Leinwand von verschiedener Feinheit, die theils

ungebleicht in den Handel kam, theils gebleicht, theils gefärbt wurde und Barchent . . . Damit nur preiswürdige Waare in den Handel kommen konnte, wurde schon 1437 eine eigene Commission ernannt, welche die Stücke untersuchen und mit dem Ulmer Zeichen versehen mußte. Zu dieser „Schowe der Golschen“ (s. Schwäb. Wb. IV, 582 unter „kölnisch“, kölsch u. a.) kam 1553 hinzu für die Prüfung der feineren Leinwand „die Schowe der Leinwandstuckh“. Die Untersuchung geschah von besonders hierauf beidigten Webern. Die Schaumeister hatten die Oberaufsicht, die Einleger breiteten das Stück auf dem Meßtisch aus, der Fadenzähler durfte, wenn er's für gut fand, um genau zu zählen, Etwas vom Stück abschneiden und der Aufstoßer gab der Waare das geeignete Zeugniß, d. h. er drückte („stupfte“) den gebührenden Stempel (Stampf) auf. Die Controle war für jedes Stück sehr scharf; der kleinste Fehler wurde unnachsichtlich geahndet und jeder Betrug empfindlich bestraft; 1580 und selbst noch 1714 mußte es ein Weber mit dem Thurm büßen oder wurde 1745 um 4 fl. (damals viel!) gestraft, weil sein Stück 10 Fäden weniger hatte; 1585 wurden 6 Weber, „welche ihre 22er für 24er wollten stupfen lassen“, d. h. welche vor dem Schaugericht behaupteten, ihre Stücke haben 2400 Fäden in der Kette, während sie in Wirklichkeit nur 2200 hatten, des Landes verwiesen und sie mußten „uß der Statt und über den Lech geen“. Nach Verordnung v. J. 1568 „wurde die gewirkte und getruckte Leinwand der fremden Weber so an die Schaw nit schwören wollen oder so sich des Aids widern, hier in Ulm gar nit geduldet.“ Trotz der strengen Controle fügten sich nicht nur die Weber von Stadt und Land (Landweber, Gäuweber), sondern auch die aus den benachbarten Gebieten suchten um die Erlaubnis nach, ihre Waare „uff die Schaw nacher Ulm“ bringen zu dürfen, denn hiedurch fanden sie leichten und vorteilhaften Absatz; so schwuren 1566 auf die Ulmer Ordnung recht gern die Weber von Saulgau und die aus dem Amte Heidenheim, aus Giengen und die aus Laichingen. – Doch nicht bloß der Ulmer Stampf gab allenthalben dem Stücke einen großen Werth, auch die Ulmer Bleichen standen damals in hohem Kredit; auf sie wurden 1603 viele Stücke aus Passau und Straubing 1599 aus Leipzig, 1648 aus Memmingen, 1650 aus Immenstadt geschickt. – Mit dem Jahr 1813 verschwand die früher so segensreiche Leinwandschau ganz. Von da an ging der alte Kredit, den die „Tele d'Ulmo“ im Ausland genossen, weithin verloren. Beachtlich ist ferner, daß es in Ulm i. J. 1530 gegen 470 Webermeister gab, 1787 noch gegen 230, i. J. 1825 nur

noch 69. Fernerhin, daß die letzten Ulmer Meistersinger größtenteils aus der Klasse der Leineweber bestanden; ihre Fahne wurde in neuerer Zeit (i. J. 1839) auf den Liederkranz vererbt.“ – Um 1900 hat die Erzeugung von Leinwand in Ulm so gut wie aufgehört.

Hierzu noch aus der Oa.beschreibg. Ulm, 1836, S. 96: Die Hauptblütezeit der Ulmer Leinenweberei war die vom 14. bis ins 17. Jhdt. In dieser Zeit war Ulm der erste Platz der Leinenweberei und die Hauptniederlage des Schwäbischen Leinwandhandels. Noch jetzt (1836) heißt die Schwäbische Leinwand in der Handelswelt „Ulmer Leinwand“, während die Schweizer „Constanzer Leinwand“ genannt wird. Die Ulmer Lw. stand früher hoch über jeder andern Lw.; selbst der Schlesischen Lw. wurde der Ulmer Stempel aufgedrückt, um sie für Ulmer auszugeben. Die Lw. war $1\frac{1}{2}$ oder $1\frac{1}{4}$ Ellen (1 Elle = 61,4 cm) breit und hatte 1100 bis 3200 Fäden. Die Hauptrolle im Verkehr spielte der aus rohem, ungesottenem Leinengarn gewobene *Golschen*, der 1200 Fäden hatte, $1\frac{1}{2}$ Ellen breit und 66 Ellen lang war. – Besonders berühmt waren damals auch die „Ulmer Shecken“, eine buntfarbige Lw.

Streng getrennt, wie überall im Mittelalter, so auch in Ulm, waren die *Marner* = Grautuchmacher u. Loderer d. h. die Wollenweber (u. „Wollschläger“) von den Leinen- u. Baumwollwebern. Die Arten von Lw., welche jetzt (1836) hauptsächlich bereitet werden, sind die gewöhnlich glatte Lw., *Kölsch* (aus rohem oder gebleichtem u. blau gefärbten Leinengarn), farbige Lw., Federritte (auf der einen Seite haarig).

Oa.beschreibung (2. Bearbtg.; v. J. 1897, I, 152 fg.): Neben der Lw. u. das Wolltuch tritt seit dem Anfang des 14. Jhdts. in zunehmendem Maße der *Barchent*, ein Gewirk aus leinener Kette (= Zettel) und baumwollenem Einschlag u. bildet sich infolge der zunehmenden Einfuhr von Baumwolle aus Venedig rasch zum herrschenden Gewerbe der Stadt heraus.

Als reizvolles Dokument für die altberühmte Leinenstadt ist im Bogenfeld des Westportals (um 1400) am Ulmer Münster neben dem hackenden Adam dargestellt: die spinnende Eva mit Spindel neben der Kunkel.

(S. 33, 3) „Auch auf andere Städte Schwabens verpflanzte sich die Leinenweberei von Ulm aus, so nach *Eßlingen*, die Städte in Oberschwaben und am Bodensee nahmen lebhaften Antheil an dem Leinwandhandel nach Italien und Spanien; ebenso blühte in *Konstanz* die Leinenweberei; der Handel von dort wurde ausgedehnt bis Avignon, Brügge, Antwerpen. Ebenso hatte *Ravensburg*, wo der Flachs- und Hanf-

bau sowie die Leinwandbereitung mit der bedeutenden Linnenpapier-Fabrikation, die hier die Gebrüder Frick und Hans Holbein erfunden und schon 1301 betrieben wurde, bedeutenden Antheil am Leinwandhandel und stand in direkter Verbindung mit Venedig, wo es eine Kommandite (Filialhandlung) hatte, und Mailand. In Ravensburg bestand einst ebenfalls eine Leinwandschau. Nicht minder wichtig war die Leinwandfabrikation der Reichsstadt *Biberach*. I. J. 1508 waren über 400 Webstühle in Tätigkeit, besonders war die Barchentweberei bedeutend. I. J. 1837 waren nur noch 62 Webstühle im Gang, darunter 6 für Bildweberei.

Schon in der ersten württ. Zollordnung von 1462 kommt die Lynwat vor nebst Barchet, Zwilch, Kölsch, röt (Krapp), Bapyer (Papier). Für den westl. Theil von Württ. war schon frühe *Calw* ein Hauptleinwandmarkt. Diese Stadt, zugleich der Hauptsitz der Wollenweberei, verschickte Leinwand (nebst Kattun, Kölsch und Trilch) in großen Lieferungen nach Frankreich und Italien, und über St. Eustach und Thomas nach Westindien. Ein Theil ihrer Waare ging nach Frankfurt/M., wo der Erlös in jeglicher Messe 30,000 fl. betrug.

Auch in *Stuttgart*, Stadt und Amt, wurde die Leinweberei stark betrieben; i. J. 1462 wird zuerst eine Bleiche in Stuttgart angeführt. . . . Zu Anfang des 16. Jahrh. gab es in Stgt. schon Großhandlungen in Leinwand. Als zu Anfang des 19. Jh's. die Einwohner von Bothnang das Bleichen stark zu treiben angingen, ging die Stgt. Bleiche nach und nach ein, zumal da anderswo, namentlich in Urach, wohlfeiler gebleicht wurde; i. J. 1520 wurden zur Beurtheilung der Leinwand 2 Leinwandschauer aufgestellt, 1562 noch ein dritter dazu. Die Leinweber in Stadt und Amt Stgt. bildeten eine Zunft. – Schon um 1600 herrschte, obwohl die württ. Leinwandmanufaktur schon sehr blühend war, das unpatriotische Vorurteil, daß man seinen Bedarf aus dem Ausland bezog. Selbst der gutmütige Herzog Ludwig v. Württ. bezog bei dem Prunkfest seiner Hochzeit die Leinwand aus Flandern. Nikodemus Frischlin erwähnt bei der Beschreibung der Vermählungsfeierlichkeit (1577) u. a. italienischen Purpur, schön gefärbte Londoner Wollzeuge und zarte flandrische Leinwand.“

Die Leinwandweberei und die privilegierte *Leinwandhandlungscompagnie* in Urach unter Friedrich I., Herzog von Württemberg.

„Einen neuen Aufschwung nahm die Leinwandweberei in Württemberg unter Friedrich I. (geb. 1557; reg. seit 1593, † 1608). Da von den Ulmern, Augsburgern, Memmingern eine große Menge rohen Stoffes und gesponnenen Garns aus dem Lande geführt wurde, dagegen viel fremde Leinwand, Barchent, Kölsch, etc. hereinkam, so beschloß Herzog Friedrich, in seinem eigenen Lande eine Weberei und einen Leinwandhandel zu gründen. Wahrscheinlich ging er mit diesem Gedanken schon damals um, als er von König Jakob von England den Orden des blauen Hosenbandes erhielt; denn als er den Gesetzen des Ordens gemäß zu London sich eine Zunft wählen mußte, ließ er sich in die der Leineweber einschreiben. Friedrich sah wohl ein, daß er sein Vorhaben besser in einer weniger fruchtbaren Gegend aufzuführen imstande wäre, und wählte dazu wegen der Nähe der besonders flachsreichen Alp die Stadt Urach, wo er i. J. 1599 auf eigene Kosten 29 Häuser, jedes für 2 Familien, erbauen und zugleich die Bleiche durch Erkaufung einiger Grundstücke anlegen ließ. Er hatte schon 1585 im neuen Bürgeramt eine Zunft von Leinwebern aufgerichtet. Nun errichtete er auch zu Urach und im folgenden Jahr zu Stuttgart und Schorndorf solche Zünfte, in welche auch andere Leineweber von anderen Städten und Aemtern gezogen wurden. Die Sache nahm einen guten Fortgang. Friedrich errichtete in Urach eine großartige Weberei von Leinedamast und von glatter Leinwand, „beschrieb“ mehrere Webermeister aus der Schweiz und aus Schlesien und stiftete die obengenannte *Leinwandhandlungscompagnie*. Der bei der Fabrik nöthige Flachs ist meistens württembergischer; nur im Fall eines Mißwachses holt man das Fehlende aus Brabant. Die Stückweber in den Aemtern Urach, Münsingen, Kirchheim, Neuffen, Pfullingen müssen ihre Waare zuerst der Gesellschaft zum Kauf anbieten. Mit diesen und den Kundenwebern mag sich die Anzahl der Webermeister immer auf 500 (i. J. 1603 waren es schon 800) belaufen, ohne die große Menge der Gesellen und Lehrjungen. Die Meister sind lauter Württemberger, bei Anfang der Fabrik waren es Schlesier. Unter den Gesellen hingegen sind viele Ausländer, wie denn durch eine Markgräflin Baden'sche Verordnung denjenigen Webergesellen, welche nach Schlesien oder Urach wandern, ein Jahr der Wanderschaft nachgelassen wird. Im Lande selbst verkauft die Gesellschaft wenig; hingegen in die rheinischen Länder, nach Frankreich, Spanien und von da nach Westindien, wird eine große Menge weiße, nach Italien und der Schweiz aber ungebleichte Leinwand geschickt. Die Compagnie besuchte von allen Messen nur die Straßburger Johannismesse, verschickte die Leinwand von Haus aus und hatte also keine Niederlagsorte nöthig; bei gutem Geschäftsgang

war ihr Gewinn bedeutend. I. J. 1788 wurden durch die Uracher und Heidenheimer Leinwandhandlungsgesellschaft 2,254 236 Ellen Leinwand außer Landes verkauft, was, die Elle zu 15 Kr. gerechnet, die Summe von 563,559 fl. ausmachte, eine Summe, die sich später in den Kriegszeiten sogar noch erhöhte. Im Jahr 1786 hatten Antheil an der Compagnie die Kommerzienräthe Friedr. Heinr. und Christ. Jak. Rheinwald, Luwig und Friedr. Vischer. Eben diese Herren führten zu *Laichingen* bei ihrem Handel mit ungebleichter Leinwand die Fa. Rheinwald u. Vischer. Der Leinwandhandel genoß infolge der strengen gehandhabten Schau lange des ungetheiltesten Vertrauens im In- und Ausland. – 1793 gab die Leinwandhandelscompagnie ihre Privilegien selbst auf und der Leinwandhandel wurde außerdem empfindlich getroffen durch die Continentsperre (1806), sowie durch die Ueberfluthung mit wohlfeilen baumwollenen Stoffen. Trotzdem gedieh der Leinwandhandel weiter in Urach und Umgebung und wurde betrieben von Handlungen daselbst, sowie in Ehningen und Metzingen, auch von einzelnen Webern. In der Stadt Urach allein wurden jährlich 7–8000 Stück Lw. zu 66 Ellen und in einem Werth von 140,000 bis 160,000 fl. in das Ausland versendet. In *Blaubeuren* hob sich der Lw.handel in dem Maß, wie er in Ulm abnahm (Oa.beschr. v. J. 1830). Noch bedeutendere Geschäfte als in Urach machten im Lw-Handel in Blaubeuren die Handlungshäuser Lang & Butzhuber, deren Verkehr noch jetzt (um 1850) einer der ausgedehntesten in diesem Zweig und für ganz Württemberg von Wichtigkeit ist. Um 1800 betrug der Umsatz ca. 6000 Stücke (à 60 Ellen) jährlich; i. J. 1830 wurden hingegen 25–30,000 St. (à 18 fl. gerechnet), also rd. $\frac{1}{2}$ Million fl. in Umlauf gesetzt. Im O.A. Blaubeuren wurden hiervon $\frac{1}{3}$ produziert, das Weitere bes. in den O.Aemt. Münsingen, Urach, Ulm, Geislingen u. Heidenheim, $\frac{1}{6}$ kam aus Bayern. Das O.A. Blaubeuren zählte 1830 schon 378 Leineweber mit 211 Knappen, wovon ca. die Hälfte in Stück- oder Handelsweben, die andere in Kundenweben bestand. Nach Memmingers Beschreibung von Württg. v. J. 1841 betrug die Ausfuhr an Leinwand . . . 11,938 Ztr. à 130 fl. = 1,551,940 fl. Nach einer Berechnung von Breunlin (Hohenh. Wochenblatt 1834, Nr. 14) belief sich der Verbrauch an Leinwand in Württ. i. J. 1833 dem Geldwerth nach auf ca. 9 Mill. Gulden. Von dieser Summe kommen 3,9 Mill. fl. auf die Produktion und die Verarbeitung des Flachses bis zum Spinnen, was also den Flachsbauern zugut kommt; 3,9 Mill. fl. auf den Spinnlohn, und 1,1 Mill. fl. auf den Weberlohn.

Es handelt sich also um eine Summe, die den jährlichen Staatseinkünften gleichkommt und die in viel tausend Quellen den Unterthanen zufließt.

Den 27,800 Leinwebstühlen in Württg. um 1850 würden 278,000 Spinner entsprechen. Da jedoch in sehr vielen Familien die Hausfrauen, Kinder und Dienstboten ihren Garnbedarf selbst spinnen, so möchte die Hälfte, mithin eine Zahl von 139,000 Menschen genügen, welche um Lohn, d. h. ums tägliche Brot, spinnen.

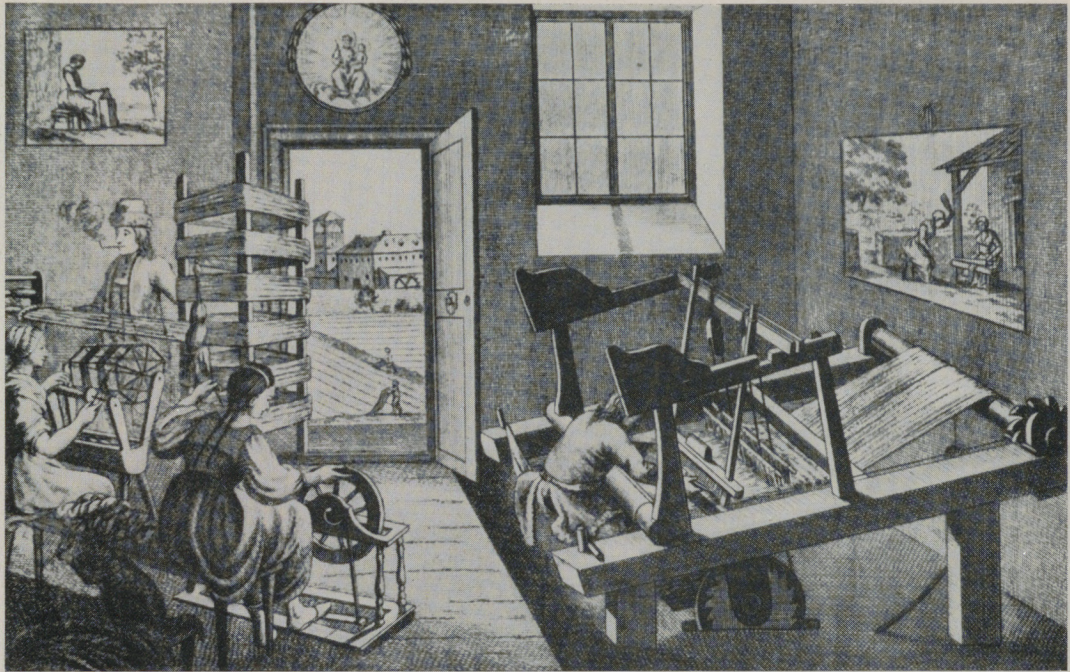
I. J. 1820 hatte Württg. 17,492 Leineweber (Meister) und 2805 Gesellen. Die Meister theilten sich in 1. Stückweber und 2. in Kunden- oder Lohnweber, d. h. solche, die 1. Stücke von bestimmter Größe (ein ganzes Stück zu 66 Ellen, ein halbes St. zu 33 E.) auf den Verkauf woben, und 2. solche, die für andere Meister um Lohn oder für die Haushaltungen arbeiteten.

I. J. 1832 waren es an gewerbsmäßigen Webern (d. h. ohne diejenigen, die nur ihren Hausbedarf verfertigten) Meister: 23 046; Gesellen: 4 758 = 27 804 Weber in Württg.

(S. 66) Als *Weberorte* werden gekennzeichnet:

Urach, Münsingen, Laichingen, Göppingen, Stuttgart, Plieningen, Tübingen, Derendingen, Ulm, Blaubeuren, Tuttlingen, Oberndorf, Biberach, Leutkirch, Aulendorf und Isny.

(S. 68) *Das beste und schönste Linnengarn ging früher größtenteils aus den Bauernfamilien hervor.* Hier wurde alle müßige Zeit durch Spinnen ausgefüllt. Alle Mitglieder der Familie spannen, wenn keine andere Arbeit vorhanden war, und die Hausfrau setzte ihren Stolz darein, den schönsten Flachs in der Truhe, das schönste Garn auf dem Haspel zu haben, um einst das meiste und schönste Tuch auf den Plan der Bleiche auslegen zu können. So bildete in Württg. die Lw-Weberei von jeher ein Nebengewerbe, dessen Betrieb noch immer einen Verdienst abwirft (Gewerbeblatt 1852, S. 283), welcher um so wichtiger ist, als fast alle Familienglieder der ärmeren Landleute daran theilnehmen, und dadurch noch eine Einnahme erzielen, die sie auf andere Weise nicht erlangen könnten. Obgleich der Verdienst bei diesem Nebengewerbe ein sehr geringer ist, findet bei demselben doch kein Nothstand statt, da die Weber meistens einen kleinen Acker in Besitz haben, oder in Pacht nehmen, auf dem sie, außer ihren Lebensbedürfnissen, Flachs bauen, den sie selbst rösten, brechen und verspinnen, dann das Garn selbst verweben und endlich die Leinwand bleichen. Dadurch sind sie also schon lange in dem Besitze dessen, nach was ihre Brüder, die Fabrikarbeiter in Großbritannien und



4. Leinwandfabrikation. Nach dem Werk „Herzog Karl Eugen und seine Zeit“

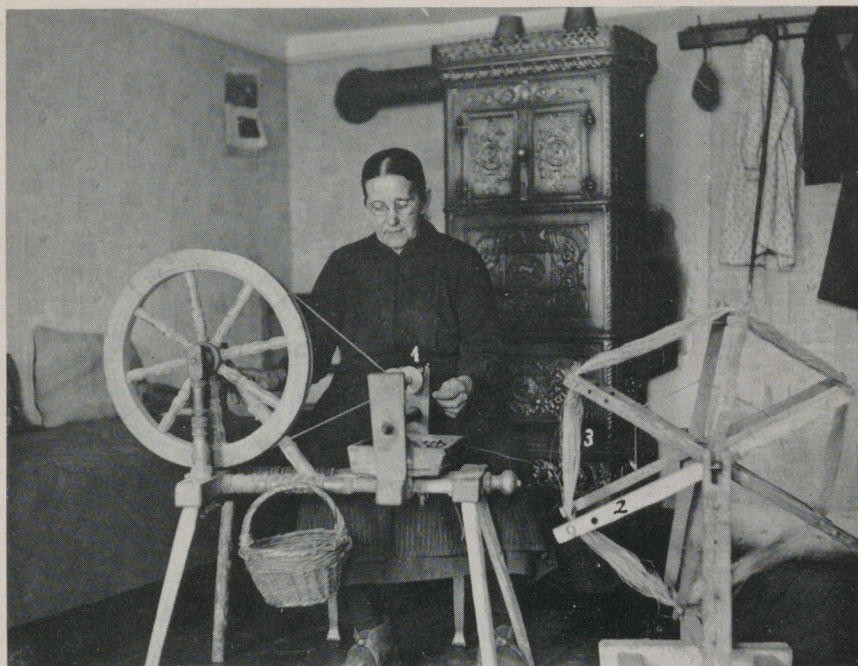
anderwärts schon lange trachten, sie haben ein Stück Land, auf welchem sie ihr Korn oder ihre Kartoffel selbst bauen, so daß sie weniger abhängig sind von den Launen der Fabrikherrn oder den Schicksalen der Fabrik; also in wohlthuendem Gegensatz etwa zu den üblen Verhältnissen in Schlesien, die dann i. J. 1843 in Peterswaldau u. Langenbielau (bei Schweidnitz) zu den Weber-Revoluten führten, die später Gerh. Hauptmann in seinen „Webern“ dramatisch dargestellt hat.

„Die Idee, die Weberei als Nebengeschäft zu betrachten, ist so sehr mit dem Denken unserer Landleute verwachsen, daß auf den Fildern, wo wahrscheinlich vor 100 Jahren, wie in manchen Orten Deutschlands, der Schulmeister nebenher das Weberhandwerk betrieb, oder umgekehrt, der Weber nebenher Schulmeister war, in einem Dorfe, als man vor 50 J. (also um 1800) ein neues Schulhaus bauen mußte, dem Schulmeister in das Souterrain ein Webstuhl eingerichtet wurde.“

In unserer Abhandlung über die Flachsbearbeitung (S. H. 1960, 5, S. 180, Abb. 6) haben wir schließlich gesehen, wie der Flachsfaden von der Spule des Spinnrads auf den Haspel aufgewickelt wird in 2 „Rähen“. Diese werden mittels des Spulkarrens auf eine Spule (= Rolle) übertragen (siehe Abb. 5). Bei der Bauernweberei im Welzheimer Wald über-

trug man 36 Rähen auf 18 Rollen. Diese kamen ins „Zettelgätter“ (siehe Abb. 6), und nun werden alle Garnenden, d. h. „Trumm“ (Drohm Ez. u. Mz.) durch 18 Löcher vom Zettelbrette (-brihdle) gezogen, vom Weber zusammengerafft, und dieser Garnstrang wird dann oben an der „Zettelrahm“ (= -rohm; fränkisch: Zeidlrohma; Bhs. 124) angebunden und an den oberen 2 langen Zapfen (wo allmählich ein Fadenkreuz entsteht) durchgeschlungen. Mit dem Fuß wird nun die Rahme in Drehung versetzt, und das Garn spiralförmig von oben nach unten aufgewickelt und an den an der untersten Leiste wie oben angebrachten 2 Zapfen zu umgekehrter Bewegung nach rückwärts durchgeschlungen; durch umgekehrtes Drehen (= hetzeln; omgha'ert hetzle') wird dann weiter von unten nach oben aufgewickelt usw.

Auf dem Stich „Leinwandfabrikation“ (nach dem Werk: „Herzog Carl Eugen und seine Zeit“) ist die Bearbeitung von Flachs zum Tuch lebendig veranschaulicht: auf dem Wandbild r. oben eine Frau an der Breche; daneben eine beim „Schwingen“; auf dem Wandbild l. oben eine beim Riffeln (oder auch Hecheln?); war damals auf dem Lande das Spinnrad bei uns noch wenig bekannt, hier ist eines im Betrieb! Der Flachs wird gemeiniglich an der Hand, der Hanf am Rädchen gesponnen (Oa.beschrbg. von Urach, 1831; vgl. S. H. 1960, 5, S. 179). Links neben der

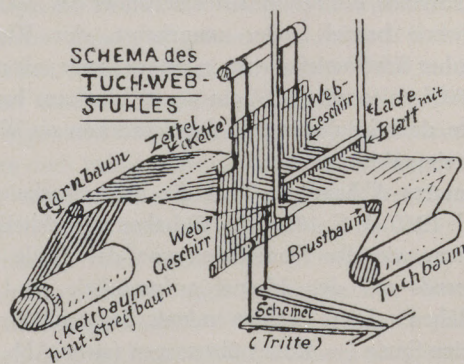


5. Am Spulkarren; Aufspulen einer Rolle (1) fürs Zettelgätter; auf dem Haspel (2) ein „Rähen“ (3) Garn (vgl. S. H. 1960, 5; Abb. 6)



6. an der Zettelrahm (1 l. Hand); das „Zettelbrett“ (2), in der r. Hand; dahinter das „Zettelgätter“ (3)

Spinnerin eine Frau am Haspel; im Hintergrund links ein Rauchender beim „Anzetteln“ an der 4schäftigen Zettelrahm' (wie Abb. 6); mit der r. Hand hält er das Zettelbrett, durch dessen Löcher die Trumm auf die Zettelrahm' geleitet werden. Durch die geöffnete Tür sieht man auf eine Bleiche. Auf der r. Bildhälfte sitzt ein Weber am Webstuhl, vorgebeugt über dem „Brustbaum“ und hält in der rechten Hand den „Schützen“ (= Weberschiffle). Die weiteren Teile stimmen überein mit der Beschreibung zu Abb. 8. Man wolle bei der folgenden Beschreibung die verschiedenen Abbildungen (Schema, Stich und Weber im Welzheimer Wald und auf der Alb) untereinander vergleichen; s. auch bei Spamer, D. Volkskunde II, S. 332, Schwarzwälder Weber und womöglich bei Bomann ab S. 251–263; klare Zeichnungen mit niederd. Bezeichnung.



7. Schema eines Bauernwebstuhls

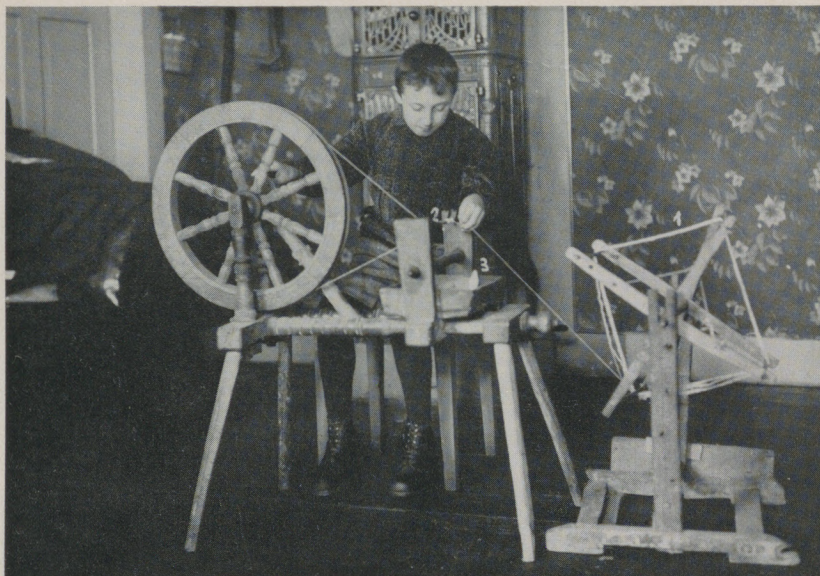


8. Webstuhl von Rienharz (Welzheimer Wald, um 1935)

Bauernwebstuhl vom Jahr 1848 im Welzheimer Wald (s. Abb. 8, Jan. 34). Die Bez. der Einzelteile von l. angefangen: 1. Garnbaum (gahre'bohm). Über diesen ist „angezettelt“ mit 1200 (evtl. auch mit 1800) Fäden; darunter: 2. der hintere Streifbaum (dr hender Stro'ef); rechts: 3. Brustbaum (Bruscht-); darunter: 4. der vorder' Streifbaum und noch weiter unten: 5. der Tuchbaum (Due'ch-) mit Handrad (r. außen). Vor 4 und 5 von der Form von Waagscheitle 6. die sog. 2 Weiden (tswue' Wo'ede'); diese sind verbunden nach oben mit den an Rollen aufgehängten Webgeschirren (7), nach unten mit 8. den beiden Tret-latten, den sog. Schemeln (tswee Schehml), auf die beim Weben abwechselungsweise getreten wird, und zwar in Hausschuhen; durch das Heben und Senken wird das „Fach“ gebildet für das Durchschießen vom „Schützen“ (W'Schiffle) mit den „Schuß“-Fäden. In der l. Hand hält der Weber auf der Sitzbank 9. das Weberschiffle; in diesem liegt die kleine Spule mit Einwebgarn, das als „Einschuß“ bei jedem Wurf von l. nach r. und umgekehrt zwischen 2 aufgespannten Fadenbreiten (= „Loden“, lohde') „eingeschlagen“ wird. Nach jedem Wurf wird 10. die Lade (d'lahde') mit dem Blatt je zweimal hergeschlagen (herg'schlage') mit der r. Hand.

Das Aufziehen eines neuen Zettels auf den Webstuhl hieß man im Welzh. Wald „Umbaumen“ (Om-bohme'); diese Arbeit dauerte einen halben Tag. Der Weber begann in der Morgenfrühe vom Brustbaum aus die viele Ellen langen Fäden nach hinten über den Garnbaum zu ziehen; an diesem wurden die Garnenden in einer Kerbe festgekeilt; dann stellte sich der Weber am sog. „Rechen“ auf (s. die Stäbe im Zettel, unterhalb vom Fensterkreuz, l. vom W'geschirr (7), und nun kamen 3 weitere Helfer hinzu: etwa die Webersfrau sitzend am Brustbaum; am Garnbaum „triebellen“ 2 Kinder den neuen Zettel auf, der, je nach Breite, aus 1200 bis 2000 Fäden bestand. — Beim Weben wurde der Zettel fortlaufend mittels einer Bürste bestrichen mit *Schlichte*, dem Weberkleister, einem in flacher Schüssel bereitgestellten, zähflüssigen, „schlänzerigen“ Mehlpapp (aus „Knöpflesmehl“, fr. Dinkel).

Gewoben wurde reines Leinen, das viel gröber war als *Halbleinen*, bei diesem bestand der „Schuß“ aus baumwollenem Einwebgarn. Abb. 8 zeigt den Weberenkel am Spulkarr', r. davon die „Garngeiß“ (gahre'-go'e's) mit dem kleinen Haspel (Häspele), über den das baumwollene Garn (boh'wille gahre') gewunden ist; es wird aufgespult auf eine Papphülle, die sog.



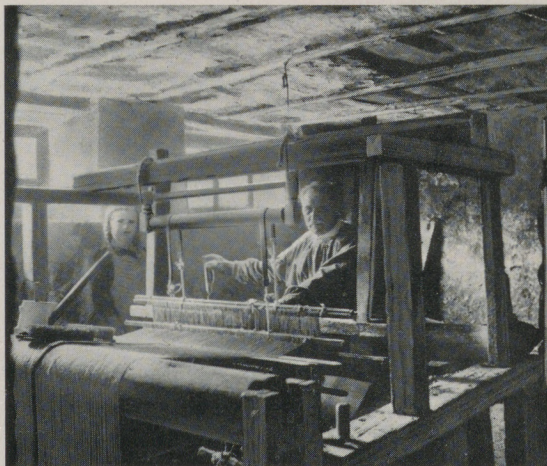
9. Der Weberenkel spult Einwebgarn (1) vom Haspel (an der „Garngeiß“) auf eine „Leer“ (2); im Kästchen r. eine kl. Spule fertig (3); um 1935

„Leer“ zu einem „Spüle“ (schbie'le), wie eines r. unterhalb in dem Holzkästchen liegt als nachherige Einlage in das Weberschiffle.

Das auf dem Lande selbst gebleichte Tuch blieb immer noch etwas graufarbig. Die Bauernweber mißbilligten die schon in den 20er Jahren mit chemischen Mitteln vorgenommene fabrikmäßige Weißbleiche der großen Landesbleichen; das Tuch wurde zwar schneeweiß, aber nach altländlicher Auffassung büßte es dafür an Haltbarkeit ein. Beim Leinengewebe mit zwifachem Faden, beim Zwilch (Zwillich) und beim Drilch (Drillich; 3facher F.) benötigte man andere Webgeschirre; ebenso bei den anderen Geweben, so bei Kölsch mit farbigem Einschuß, oder beim „gewürfelten“ (karogemusterten) Bett-Barchent, bei dessen Herstellung war auch der Zettel mehrfarbig, wie auch die Rollen im Zettelgätter schon entsprechend in verschiedenen Farben aufgespult sein mußten. Je nach dem zu webenden Muster waren dann bis zu 8 Webgeschirre u. dazugehörig 8 „Schemel“ am Webstuhl nötig.

Versetzen wir uns nun ans Ende des vorigen Jahrhunderts! Wir konnten damals sagen: Der Bauernweber im Welzheimer Wald „wiibt“ in seiner ebenerdigen „We'abstüb“; in Betzingen wurde bis um 1890 im „Webgaden“ gewoben; da das alte Wort „Gaden“ (= Kammer) bei uns nur noch im Süden und Südwesten bekannt war, erzählt man einem im Kreis Eßlingen vom „Weabgaard“ (falsche Angleichung an Garten), so etwa in Berkheim: „bis om 1900 hääbe mr no' duache't“ (haben wir noch „getucht“); und zwar zum Teil auch halb unterirdisch.

Und nun hinauf auf die Alb! Dort wurde „g'wirkt“ wie im Ries (Bhs. S. 56: „Em Wenter hot mr Tue'ch g'wirkt“), früher viel und in eingeschränktem Maße noch um die Jahrhundertwende. Im früheren Oberamt Blaubeuren (s. o.) waren die meisten Weber in Merklingen, Nellingen, Pappelau, Scharenstetten, Bermaringen, Machtolsheim, Blaubeuren, Asch, Berghülen, Gerhausen und Weiler. Gefertigt wurde vorwiegend glatte Leinwand, zum Teil auch Kölsch und Tischzeug. Das Erzeugnis wurde von den Handwerkern entweder an die Lw-Handlungen in Blaubeuren und Laichingen abgesetzt, oder aber an auswärtige Käufer, wie z. B. nach Frankreich, das eine Zeitlang ein guter Abnehmer war und wohin in den 1830er Jahren allein bis zu 40 000 Stück grober Lein-



10. Webstuhl in einer „Tunk“ von Donnstetten (um 1930)

11. Weberhaus in Donnstetten (um 1930)



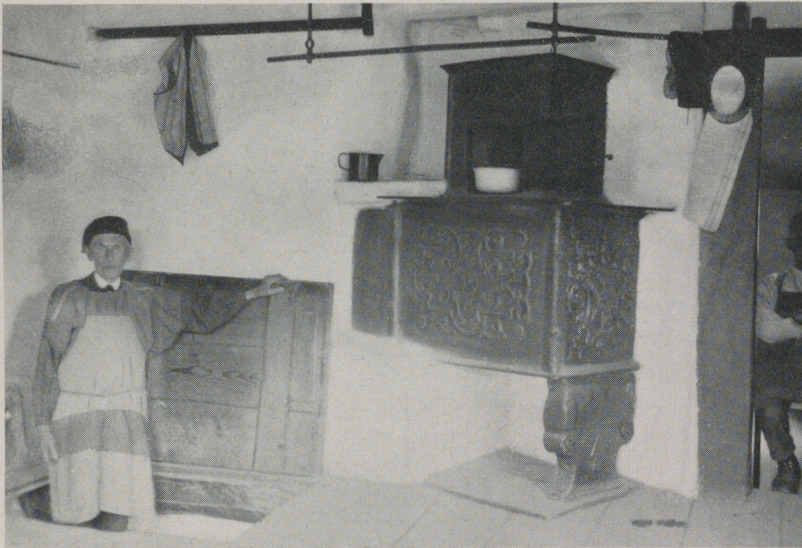
wand gingen. Heute ist dort die großindustrielle Betriebsweise durchgeführt (Fa. A. F. Lang u. a.).

Wie früher, so bildete bis in die Neuzeit die Leinweberei das Hauptgewerbe im früheren Oberamt Münsingen. Dessen alte Oa.beschreibung (Stgt. 1825) berichtet auf S. 87: „als Nebenerwerb wird betrieben Flachs- & Hanfspinnerey. Sie war, wie die Leinweberey von Alters her ein Haupterwerbszweig der Alp. Nach Laichingen werden fast alle Wochen 30 bis 40 Centner Schneller (Flachsmenge von 1000 „Fäden“ = Umdrehungen des Haspels) eingeführt (aus der Gegend von Biberach, Isny, z. Tl. auch von den Fildern und aus dem Wiesensteiger Thälchen). S. 89 wird die Lw.handlung von Rheinwald & Co. in Laichingen erwähnt. – Ergänzend hierzu aus der 2. Bearbtg. der Oa.beschreibg. (v. J. 1912), S. 485: Charakteristisch ist für die Laichinger Weberei: 1. Der Großbetrieb; 2. Die Kleinfabrikation (Lw.-händler); 3. Die Kleinwerkstätten (Zwischenmeister, Webmeister); 4. Die Kleinweber. Dann wurden verschiedene Firmen als bis in die Neuzeit blühende Großbetriebe aufgeführt. – Um 1910 arbeiteten in Laichingen noch ca. 150–160 Klein- („Haus“-)Weber in der „Tunk“ auf dem vom Vater und Großvater stammenden Webstuhl einfachster Konstruktion; sie stellten „glatte Lw.“ her. Vgl hierzu: D. Königreich Würtbg. Bd. 4 (Kohlhammer, Stgt. 1907), S. 331/32 (zu Oa. Münsingen, über Laichinger Leinweberei). Kleinweber gab es ferner in den benachbarten Orten Feldstetten, Ennabeuren, Sontheim und anderwärts; aus dem früheren O.A. Urach wären noch einzubeziehen: Zainingen, Gächingen, Lonsingen und besonders Donnstetten: dort waren um 1905 noch mehr als

60 Handweber tätig. Dieses Pfarrdorf hatte damals noch fast ausschließlich strohgedeckte, einstockige Seldnerhäuser (s. Bhs. Abb. 20). Eines davon zeigt unsere Abb. 11 (Zustand von 1928, heute verändert); äußeres Kennzeichen des damaligen Weberhauses war die Hausstaffel (vgl. Seldnerhaus mit Tunk in Machtolsheim, Zeitschr. „Württemberg“ April 1938, S. 149) und zu beiden Seiten davon die Tunkläden (Dongkläda), die etwas höher liegen als gewöhnliche Kellerfenster und auch größer sind; dementsprechend liegt der Fußboden der Wohnräume auch erhöht mit-samt den Fenstern. Man denke, dieses Haus bot Raum für zwei Familien und deren kleine Landwirtschaft (also typisch für die Charakteristik der früheren Verhältnisse von Volz, s. oben S. 64).

In Abb. 12 steigt der i. J. 1928 bereits 86jährige Hansmichelsjörg hinab in seinen Weberkeller, die „Donk“, seine linke Hand an der nach oben geöffneten „Donktür“ (dafür „Donkfall“: Laichingen). Der schräg gestellte altdeutsche Ofen aus dem Jahr 1745 wärmt auch die Stubenkammer, in die er zu einem Viertel hineinragt. Weiteres s. Bhs. S. 50. In Abb. 10 sind wir in der Donk eines anderen Weberhauses in Donnstetten. Das Licht fällt durch die beiden Fenster herein in das halb ober-, halb unterirdische Gelaß, mit seiner gleichbleibend leicht feuchten Atmosphäre, bei der die Fäden geschmeidig bleiben. Einer der letzten Handweber vom Ort hält hier (um 1925) das Weberschiffle schußbereit in der r. Hand.

Daß der Welzheimer Wald ein Hauptgebiet war für die Flachserzeugung, ist uns bekannt (S. H. 1960, 5; S. 173 f.; zu S. 179, l. Sp. als Nachtrag: im Oa.bezirk 59 Sägmühlen, häufig verbunden mit Hanfreiben;



12. Stubenecke im Weberhaus (Abb. 11) mit Abgang in die „Tunk“

eine solche in natura im Museum in Bern); die Oa.-beschreibung von 1845 erwähnt ferner S. 80: Das stärkste Gewerbe ist das der Weber mit 152 Meistern und 6 Gehilfen. Das Linnen-Spinnen und Weben bildet seit undenklichen Zeiten noch immer die hauptsächlichste Nebenbeschäftigung. Der Flachs ist meist Accidenz der Bäuerinnen auf dem Walde, die mit dem Spinnen ihre Mägde, wie mit dem Weben ihre Knechte in den Zwischenzeiten beschäftigen. So kommt es, daß hier fast jeder Bauer, jedenfalls der Söldner, Weber mindestens für seinen Hausbrauch ist. Und dazu leuchtet in der Regel weder Talg- noch Öl-Licht, sondern ein brennender Holzspan („Spanlicht“) von 3' Forchenholz, der auf einem Lichtstock, dem „Zünder“ aufgesteckt ist. – Die Töchter des Oberlehrers F. in Welzheim haben den Flachs zum Tuch für ihre Aussteuer (um 1895) noch selbst gesponnen; gewoben wurde es von zwei Bauernwebern im nahen Eberhardsweiler. Unser Handweber auf Abb. 8 war einer der letzten des Waldes (um 1940); ein einziger Weber betreibt am mechanischen Webstuhl die Kunstweberei bis heute. Ähnlich waren die Verhältnisse in andern Gegenden des Landes. Unser Weber von Donnstetten (Abb. 10, um 1935) war sozusagen auch „Jakob der Letzte“. Der „Sonntag“ (Ill. Beil. der Südd. Ztg.) Jg. 1930, S. 368, zeigt „den letzten Leineweber der Weberbleiche in Urach“ am handbetriebenen Webstuhl. In den Württb. Jahrb. 1903 (S. 135–176) wird berichtet: vom letzten in Leutkirch noch tätigen Weber, Johann Gäbele. Diese Beispiele mögen zeigen, wie die Bauern-Handweberei in den letzten Jahrzehnten allmählich ab- und ausgeklungen ist, nachdem sie jahrhundertlang bei uns eine wahr-

haft hervorragende Rolle gespielt hat. Noch um 1900 galt auf dem Lande die Losung:

Selbstgesponnen, selbstgemacht,
Rein dabei, ist Bauerntracht.

Und um die letzte Jahrhundertwende hatte auch noch ein weiterer, sinniger und für den unermüdlichen Fleiß unserer schwäbischen Handweber charakteristischer Spruch auf einem alten Bilde in einem Weberhäuschen in Laichingen seine Gültigkeit:

Das Schifflin fliegt, die Lade schlägt,
Die Schemel klappen nieder.
Bis endlich spät der Sturm sich legt
Und Ruhe kehret wieder.

Wir Ältere, die wir winters noch oft und viel die Bauernwebstühle klappern hörten, sind ob des Wandels vom Einst zum Jetzt frei von jeder falschen Romantik, denn eine bei uns glückliche Entwicklung hat neue Arbeitsmöglichkeiten genug ergeben und damit Ersatz für das „Linnen – Spinnen und Weben“, jenes einst so viel gepriesene „Nebengewerbe“. Denn was wir soeben im kleinen gesehen, das hat sich entwickelt zum Großen. Laichingen hat seinen Ruf als Leinenstadt in neuzeitlicher Umstellung behauptet, ebenso Blaubeuren seine „W. Leinenindustrie“ und Großbleiche; und beim Eucharistischen Kongreß a. D. 1960 in München riefen und grüßten die Fahnen aus „Gminder Linnen“ die Christen der Welt.

Abkürzungen: SWb. = Schwäb. Wörterbuch von H. Fischer und W. Pfeiderer. – Bhs. = M. Lohß, Vom Bauernhaus in Württemberg, 1932. – Forrer = R. Forrer, Urgeschichte des Europäers, 1908. – S. H. = Schwäbische Heimat. – Bomann = Wilh. Bomann, Bäuerliches Hauswesen u. Tagewerk im alten Niedersachsen.